Nr. 626. XXIX. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, den 10. Dezember 1900.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Ein Gespräch mit Herrn v. Bloch.

(Von unserem Korrespondenten.)

✠ **Petersburg**, 5. Dezember.

Ein behaglicher, mittelgroßer Salon im Hotel de l'Europe. Auf dem breiten Schreibtisch am Fenster eine stattliche Anhäufung von Zeitungsausschnitten und Manuskripten. Am Schreibtische, mir vis-à-vis, ein sehr sympathisch aussehender alter Herr mit durchdringenden klugen und guten Augen, einer mächtig gewölbten Stirn, wenig Haupthaar und einem kurz gestutzten weißen Kinnbart. Es ist Exzellenz v. Bloch, der bekannte Autor des großen Buches gegen den Krieg und vieler kleiner Broschüren und Artikel, die dem gleichen Thema gewidmet sind. Der alte, lebensfrische Herr ist rastlos thätig. Aus unserem langen Gespräch seien einige der Ausführungen Herrn v. Blochs zwanglos aneinandergereiht und — so weit es mir gestattet worden — hergesetzt.

„Auch ich glaube,“ begann Herr v. Bloch, „daß die Reise des Präsidenten Krüger der Sache der Buren keinerlei Vortheile bringen wird. Der moralische Werth dieser Reise ist natürlich ein großer, insofern alle Völker ihre Sympathie für den Kampf der Buren Ausdruck verleihen können. Praktischen Nutzen werden die Buren aus diesen Sympathiekundgebungen nicht ziehen. In dieser Beziehung war die Stellungnahme des deutschen Kaisers Krügers geplantem Besuche gegenüber von größter Wichtigkeit, sie ist bezeichnend für den voraussichtlichen Verlauf der Bemühungen Krügers. England hat sich derartig engagirt, daß es nicht zurück kann. Ueber zwei Milliarden Mark und gegen 50 000 Menschen hat ihm der Krieg bereits gekostet. Auf einen Umschwung der öffentlichen Meinung in England, der die Rettung der Buren bedeuten würde, ist nicht zu rechnen. Hingegen glaube ich, daß nach dem Fiasko Krügers eine große Enttäuschung in den Reihen der Buren Platz greifen und am ehesten zum Frieden führen wird. England wird aber auch nach Einverleibung der Republiken nichts oder wenig Nutzen von dem ganzen Kriege haben. Zwei unruhige, auf lange in ihrem Wohlstande geschädigte Provinzen, Tausende von Menschenleben, Milliarden an direkten Kriegskosten und die ganz unberechenbaren Opfer an verlorener Arbeitskraft, an verlorenem Prestige — sind diese Dinge, zu denen der Haß der halben Welt kommt, wirklich so werthvoll? Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß die auf der christlichen oder allgemein menschlichen Moral aufgebaute Agitation gegen den Krieg erfolglos bleiben muß. Diese Agitation muß auf die praktische Seite der Frage gerichtet sein. Sobald es der Menschheit klar sein wird, daß jeder Krieg einfach praktisch, materiell genommen, ein Absurdum ist, werden die Kriege aufhören. Es handelt sich also zunächst darum, durch trockene, ziffernmäßige Darlegung des völlig illusorischen Nutzens der Kriege, die auch den Sieger materiell nur schädigen, die Kriegsidee dem praktischen Denken der Nationen zu entfremden. Ich möchte sozusagen nur den gesunden Menschenverstand wecken, der durch die falschen Vorstellungen von dem Kriege lahm gelegt wird. Dieser „gesunde Menschenverstand“ scheint jetzt bei der Behandlung der chinesischen Dinge allerdings vollständig eingeschlafen zu sein. Für die traurige Lage daselbst müssen wir in allererster Linie die europäische Diplomatie verantwortlich machen, die eine geradezu verblüffende Unfähigkeit an den Tag gelegt hat. So rächt sich die seit lange in den europäischen Regierungen herrschende Ansicht, daß für China der beschränkteste oder der gröbste Diplomat eben gut genug sei. Die totale Unkenntniß des Landes und Volkes, der Religion und Sitten, der Sprache war bei den meisten dieser „Diplomaten“ an der Tagesordnung, die sprachkundigen Attachés waren meist gewöhnliche Dragomans ohne die nothwendige umfassende Bildung, oder aristokratische Parkettlöwen, die ihre Zeit in den paar Salons und auf dem Sportplatz verständelten. Da spricht man von Pichon. Aber auch ihm fehlt jede Vorbildung für den hohen diplomatischen Dienst in Asien; Journalisten macht man nicht zu Gesandten, möge auch ihr praktischer Blick ihnen hier und da den richtigen Weg weisen. Die europäischen Staaten, Deutschland voran, rennen in eine Katastrophe hinein, deren Folgen ganz unabsehbar sein können. Ich verstehe nicht, was die Regierungen denken. Daß die Forderungen, welche die Diplomaten an China stellen, unerfüllbar sind, darüber müssen sie selbst sich klar sein. Den Vater des Thronfolgers hinzurichten, ist eine Forderung, die als unsinnig bezeichnet werden muß. Welcher Staat, welche Regierung könnte sich etwas Aehnliches bieten lassen? Die ganze „decision irrévocable“ beweist, daß auch heute die Herren Diplomaten nichts von der ungeheuren Gefahr träumen, welche sie mit derartigen unmöglichen Propositionen heraufbeschwören. Durch die diplomatischen Verhandlungen ist der chinesische Knäuel fast unentwirrbar verwickelt worden. Man kann nicht behaupten, daß die unmenschliche Kriegführung der Verbündeten dazu beiträgt, den Wirrwarr zu lösen. Nach authentischen Nachrichten, die mir vorliegen, hausen insbesondere die Japaner ganz schrecklich. An die Hunnenbriefe brauche ich Sie nicht zu erinnern. Ich halte diese schauerlichen Darstellungen in der Hauptsache für den Thatsachen entsprechend. Alle mir vorliegenden Berichte — darunter ein offizieller, nirgends veröffentlichter (Herr v. Bloch verlas mir zahlreiche Stellen aus diesem umfangreichen französisch verfaßten Bericht an die russische Regierung, die ich hier nicht wiedergeben darf) — stimmen darin überein, daß die Rolle, welche die Japaner in diesem Kriege spielen, die größte Beachtung verdiene. Wie kann man überhaupt auf die Freundschaft der Japaner rechnen? Daß diese an der ganzen Aktion nur aus Klugheit theilnehmen, ist doch klar. Die Japaner beabsichtigen nichts anderes, als sich in China festzusetzen. Ueberall spielen sie bereits heute die erste Rolle. Es verlautet, daß zu Tausenden Chinesen in die japanischen Regimenter eintraten. Heute zeigen die Japaner den Chinesen, wie schlecht es diesen Letzteren geht, wenn Japan gegen sie kämpft. In Peking las man bereits Anschläge, die zur Wiederherstellung des Reiches unter japanischer Oberhoheit auffordern. Sobald Japan sich auf dem chinesischen Festlande stark genug fühlen wird, dürfte der Tag eines chinesisch-japanischen Bündnisses nicht fern sein. Die Folgen eines solchen für die Verbündeten könnten ganz furchtbare werden. Die handvoll europäischen Militärs wird von Japanern und Chinesen zusammen bald überwältigt und auf See befördert werden. Unter der Vorherrschaft Japans würde China sich in kürzester Frist aus einem lethargischen, passiven Staate in einen aggressiven, aktiven verwandeln. Daß nach einem solchen Verwandelungsprozeß den europäischen Staaten alle ihre Kolonien in Asien verloren gehen, und China mit Japan vereint ein buddhistisches Weltreich von gewaltiger Bedeutung begründen werden, ist meinem Gedankengange nach zu erwarten. Asien würde der gelben Rasse verfallen. — Es ist nicht lange her, daß ich im Kreise englischer Parlamentarier, auf der Terrasse des Parlamentshauses in London den Kaffee einnehmend, meine Ansicht über die große Gefahr eines über kurz oder lang bevorstehenden japanisch-chinesischen Bundes entwickelte. Darauf eingehend, bestätigte mir Charles Dilke, daß diese Gefahr vor kurzem vorhanden war, jetzt jedoch glücklich abgewendet sei. Doch auf wie lange sie abgewendet wäre, wußte mir keiner der Herren zu sagen.

Wie gesagt, mir scheinen die Europäer blind in eine Katastrophe zu rennen. Es ist ein schlimmer Geist, der heute herrscht, und ich muß sagen, mit am meisten sich in Deutschland breit macht. Eine kurzsichtige Suffisance, ein unzeitgemäßes Pochen auf das Recht des Degens. Auch die Chinesen sind Menschen. Eine Kriegführung, bei der friedliche Städte niedergebrannt, Frauen und Kinder zu Hunderten gemordet werden oder in den Flammen den Tod finden, ein Krieg, in dem nach Herzenslust geraubt und gestohlen wird, ist eines deutschen Generals vom Range und Rufe Waldersees nicht würdig, mag er persönlich auch diesen Auswüchsen noch so fern stehen.

Sie finden mich heute an einem Artikel über die chinesische Frage für ein polnisches Blatt arbeitend. Ich führe da aus, daß man zunächst feststellen sollte, ob es in China eine Regierung giebt oder nicht. Existirt diese Regierung, so müßte an sie die Einladung ergehen — seitens einer nicht betheiligten Macht — die Friedensbedingungen seitens des Schiedsgerichtstribunals im Haag bestimmen zu lassen. Das ist nach den Haager Konferenzbeschlüssen, wie mir scheint, die konsequenteste Behandlung der Frage. Die chinesische Regierung würde sich, davon bin ich überzeugt, unweigerlich fügen. Ist alsdann der Friede wieder hergestellt, so müßten meinem Gefühle nach die Europäer sehen, so schnell wie möglich all diese Wei-Hai-Weis, Kiautschaus und Port Arthurs los zu werden. Und China? — Das soll man ruhig seinem Schlafe überlassen, denn es ist besser, daß der Riese schläft, als daß er aufsteht und seine Kräfte an dem Zwergvolke zu messen beginnt.“

Ich möchte mich aller Kommentare zu den Ausführungen des Herrn v. Bloch enthalten und nur darauf hinweisen, daß speziell die russische Regierung des blutigen und ruhmlosen „Rachekrieges“ in Petschili längst überdrüssig ist. Die Abberufung der russischen Truppen aus dieser Provinz beweist das zur Genüge; denn das Belassen eines geringen Detachements unter Waldersees Oberbefehl ist nicht mehr als eine Formalität.

Krüger im Haag.

(Von unserem Korrespondenten.)

△ **Paris**, 9. Dezember.

Die Berichte, die Pariser Blättern aus dem Haag zugehen, vertreten die Auffassung, daß jetzt zunächst in der Entwickelung der Transvaalfrage, soweit dieselbe sich auf europäischem Boden abspielt, eine Ruhepause eintreten dürfte. Diese Auffassung ist, meinen Informationen zufolge, die richtige. Die Pause dürfte bis zur völligen Genesung des Zaren währen. Man würde sehr fehl gehen, wenn man annehmen wollte, Krüger und seine Umgebung seien nach dem Mißerfolg, der ihnen in Deutschland beschieden war, entmuthigt seien. Sie glauben im Gegentheil, gute Gründe zu

Das Katherl.

Von [Nachdruck verboten.]

Oscar Blumenthal.

Vor einem Schaufenster des Kunstsalons Schulte, Unter den Linden, haben in der letzten Woche viele Vorübergehende Halt gemacht, um das Bild eines barbenden Kindes zu betrachten, das eine nordische Malerin mit bedrückender Wirklichkeitstreue wiedergegeben hat. Ein flehender Mädchenblick hat das Wunder zu Wege gebracht, auch die Eiligsten in der Hast des Tages festzuhalten, und auf allen Gesichtern malte sich Mitleid und Ergriffenheit. Auch ich habe nachdenklich vor dem Bilde geweilt, und die Erinnerung an ein anderes Gemälde ist in mir aufgestiegen, das ich vor Jahren gesehen, und das nahezu gleichartig in Wesen und Wirkung war. Es hat damals zwischen mir und der Malerin zu einem flüchtigen Briefwechsel geführt. Ich theile den Lesern die Briefe im Wortlaut mit. Sie erzählen die kurze Geschichte eines Erlebnisses . .

* * *

Sehr geehrte gnädige Frau! Der Kunstbericht in der Zeitung, der einige wegwerfende Worte über die nun schon aus der Mode gekommene Arnyeleute-Malerei enthält, hat mich nicht abhalten können, wieder und immer wieder das Bild des armen Katherl zu betrachten, das Sie in einer hiesigen Kunsthandlung ausgestellt haben. Es hat mich nicht mehr losgelassen, dieses bleiche Kind mit seinen großen bittenden Augen, seinem müden Mund, seinen mageren Armen, seinen hilflosen abgezehrten Händchen und seinen schlaff herunterhängenden Beinen mit den löcherigen Strümpfen und dem jämmerlichen Schuhwerk. Schon auf den ersten Blick hat mich dieses Bild so gefangen genommen, daß ich sofort den Entschluß gefaßt habe, es — nicht zu kaufen. Ich weiß, daß jede künstlerische Meisterschaft, welchem Stoff sie sich auch zuwenden mag, eine erlösende Gewalt hat. Aber ich könnte es nicht ertragen, täglich von den Wänden meines Zimmers diesen anklagenden Kinderblick auf mich gerichtet zu sehen und eine so beredte Mahnung an das Elend des Lebens stündlich vor Augen zu haben. Aber eine andere Bitte treibt's mich an Sie zu richten. Sie sind nicht blos die Malerin dieses Kindes — Sie sind auch seine Fürsprecherin. Das Kind lebt . . . das ist zweifellos. Nur aus der Wirklichkeit können Sie diese rührenden Züge entlehnt haben, und nicht eher wird die Last, die Sie mir mit Ihrem Gemälde aufs Herz gewälzt haben, von mir genommen sein, als bis ich die ausgestreckten Hände des Kindes mit Gaben gefüllt habe. Ich ersuche Sie herzlich mir den Namen und die Wohnung Ihres Katherl mitzutheilen oder es mir zu gestatten, daß ich in Ihre Hände lege, was für die Aermste der Armen Hilfe und Freude bringen kann. Mit Spannung wartet auf Ihre Antwort

Ihr aufrichtiger Bewunderer.

* * *

Sehr geehrter Herr! Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihr Schreiben, das der Künstlerin eine Freude bereitet, aber die Frau in Verlegenheit gesetzt hat. Wenn die Theilnahme, die Ihnen mein Bild abgewonnen hat, mir ein Recht giebt, auf Ihre Schonung und Güte zu rechnen, so bitte ich Sie, nach meinem Katherl nicht weiter zu forschen und zu fragen. Nehmen Sie an, daß Sie nur einem Phantasiebild Ihr antheilvolles Interesse gewidmet haben! Und erlassen Sie alle weiteren Fragen Ihrer ehrlich verlegenen

Helga W. . .

* * *

Nein, verehrte gnädige Frau, so kann ich Sie nicht freigeben! Wer sich mit so großer künstlerischer Meisterschaft an menschliche Herzen wendet, darf sich dann nicht neckend hinter den Rahmen seines Gemäldes verstecken und die ehrlichste Theilnahme gebieterisch abwinken. Welches Geheimniß steckt hinter Ihrem Katherl, daß meine Fragen Sie in Verlegenheit setzen konnten? Sie sehen in mir den Neugierigsten der Menschen, und wenn Sie nicht wollen, daß meine Bewunderung Ihrer Kunst in Schmollen und Mißstimmung umschlägt, so bitte ich Sie um Aufschluß über das, was Sie mir in Ihrem Schreiben so quälerisch verschweigen.

Ihr u. s. w.

* * *

Sehr geehrter Herr! So zwingen Sie mich denn zu einem verschämten Bekenntniß. Und wenn Sie es gelesen haben, werde ich Ihnen vielleicht eine schöne Täuschung zerstört haben, um die es mir leid thut. Ja wohl! Mein Katherl lebt . . ., darin haben Sie sich nicht geirrt! Aber es bedarf keines Mitleids und keiner Hilfe. Denn Katherl ist mein eigenes Töchterchen, das im Schoß des Wohlstandes und der Sorglosigkeit aufwächst. Klug und gelehrig, voll begieriger Theilnahme für die Malereien ihrer Mutter, voll kindlichen Eifers, mir zu helfen, hat sie mir zum Modell für das Bild gedient, das Ihnen zu meiner Freude so viel Interesse abgewonnen hat. Die bleichen Wangen, die Sie erschrecken, sind durch das fahle Auerlicht entstanden, das ich durch geeignete blaugraue Schleier noch mehr gedämpft habe. Die Strümpfe und Schuhe habe ich mir von unserer Milchfrau geborgt. Den bittenden Blick habe ich meinem Katherl mühselig angelehrt, und der Ausdruck der müden Lippen ergab sich von selbst nach den langen Sitzungen. Und das Alles habe ich gethan, weil die Armeleute-Malerei, die bei Ihnen, wie Ihr Kunstrichter feststellt, aus der Mode gekommen ist, bei uns in Dänemark eben jetzt erst aufzublühen beginnt . . . Ich fürchte, daß ich durch diese ehrlichen Mittheilungen viel in Ihren Augen einbüßen werde. Sie haben mich für eine Künstlerin gehalten, die suchend in die Hütten der Armuth wandert, und deren Hand vom Mitleid geführt wird. Jetzt aber werde ich Ihnen nur als eine Strebende gelten, die einfach Erfolg haben will und deshalb im frauenzimmerlicher Nachgiebigkeit mit dem Strom des Modegeschmacks schwimmt. Vielleicht sind Sie nach einigen Augenblicken des Aergers aber gerecht genug, um mir nicht heftiger zu zürnen als etwa einem Schauspieler, der Sie durch eine packende Maske erschüttert hat, und dem Sie es ja auch nicht übel nehmen, wenn er nach Schluß der Tragödie wieder in all seiner Menschlichkeit aus der Theaterpforte ins Leben wandert. Hat er Sie in die Täuschung der Stunde gezogen, so lange er auf der Bühne vor Ihnen stand, so hat er meines Erachtens das gethan, was er sollte, und darüber hinaus hat Niemand einen Anspruch an ihn. Ihre ergebene

Helga W . . .

* * *

Verehrte gnädige Frau! Sie haben Recht. Die Aufklärungen Ihres Schreibens haben mir eine verärgerte Stimmung zurückgelassen, und obwohl ich mich eigentlich freuen müßte, daß es in der Welt ein armes Geschöpf weniger giebt, als ich vermuthet habe, so komme ich mir doch im ersten Augenblick wie mystifizirt vor. Jedenfalls werde ich nicht zum zweiten Male bei den Komödien der Gestaltungskraft, die man Gemälde nennt, einen vorwitzigen Blick hinter die Coulissen werfen. Es war also nur ein Werk der Kunst, was ich für ein Werk des Lebens gehalten habe . . . der verkleidete Reichthum ist es gewesen, der mich wie die lebendigste Noth getroffen hat . . . und echt war nur das Mitleid, das Sie mir mit der gefälschten Armuth erweckt haben. . . In der Verwirrung meiner Empfindungen weiß ich in diesem Augenblick nicht, ob ich Ihnen nach Ihrer Enthüllung bitter schmollen, oder ob ich Sie nur noch mehr bewundern soll? und wo die Grenze zwischen Inspiration und Verstellungskunst liegt? . . . Ich weiß nur das Eine, daß ich Ihr Gemälde nun erst recht nicht kaufe, und daß ich die Gaben, die ich Ihrem armen Katherl zugedacht habe, dem ersten besten Bettlerkind in die Schürze werfe, auf welcher der Schmutz wenigstens authentisch und unverfälscht ist.

Ihr enttäuschter Verehrer.